

Achterbahn. Ein Lebensweg

— FRIDO MANN

*Eine Ferienwohnung bei Torremolinos in Südspanien
im Oktober 2004*

Die schönsten und beglückendsten Stunden erlebe ich immer am Abend im Wohnzimmer. Endlich am dritten Abend geht mir auf, warum. Der Blick auf das Lichtermeer an der weit geschwungenen Küste und das noch sommerliche Zirpen der Grillen im Garten. Es erinnert mich plötzlich fast überwältigend an den Blick von Großmutter Katias Zimmer in Pacific Palisades auf das hell erleuchtete Santa Monica an der Pazifik-Küste. Ab jetzt sauge ich jeden Abend stundenlang die Eindrücke in mich auf. Dieses Ineinanderverschwimmen von Gegenwart und Kindervergangenheit.

Während der regelmäßigen, mehrwöchigen Aufenthalte in Pacific Palisades im Sommer oder Herbst und meistens auch über die Weihnachtsfeiertage ab 1942 reihen sich meine ersten schemenhaften Eindrücke immer mehr zu bleibend prägnanten Bildern aneinander und runden sich langsam zu filmartigen Szenenkomplexen. Sowohl im langgestreckten, zweistöckigen Haus als auch im großen Garten kann ich mich frei bewegen. Besondere Heiligtümer bleiben das Arbeits- und das Schlafzimmer meines Großvaters, genannt Opapa. In Letzterem darf ich mich nur manchmal beim ersten Morgenkaffee beider Großeltern aufhalten, wo der Tag bereits mit angeregter Unterhaltung beginnt. Besonders erinnere ich mich an die Erzählung meines Großvaters von seinem Besuch im Weißen Haus

in Washington bei Präsident Roosevelt. Ich spüre seine besondere Hochachtung vor diesem Mann und sein Bedauern, dass der nur zwei Wochen vor Kriegsende verstorbene Präsident seinen Sieg über Nazideutschland nicht mehr erleben durfte. Den Schlaganfall, den er erlitt, demonstriert mein Opapa sehr anschaulich mit einem plötzlichen Fallenlassen seines Kopfes nach vorn auf eine fingierte Schreibtischplatte. Eine Besonderheit ist auch die auf einem Sofatisch im living room stehende kleine Spieldose, aus der, wenn Großvater den Holzdeckel für mich aufklappt, „An der schönen blauen Donau“ erklingt. Ich beobachte dabei fasziniert das Drehen der die Glockenklänge erzeugenden Miniaturwalze im Inneren und versuche, deren Mechanismus zu ergründen.

Im Arbeitszimmer pflegt unser Großvater meinem Bruder Toni und mir nachmittags auf dem hellen Sofa Märchen vorzulesen, von Hauff, aus Tausendundeiner Nacht und vor allem von Hans Christian Andersen. Die Rezitationsweise des meisterhaften Vorlesers ist ein solches Fest, dass ich oft schon kaum mehr auf den Inhalt des Vorgetragenen achte. Von dieser Stimme geht eine starke suggestive Kraft aus. Je häufiger und tiefer sie auf mich wirkt, desto anhaltender sind die Nachschwingungen. Ich glaube es noch heute zu spüren, wenn ich selber vorlese. Unvergesslich für mich sind auch die zahllosen karikaturähnlichen Zeichnungen, die mein Großvater sozusagen auf Bestellung für mich verfertigt hat: vor allem von dem polnischen Cellisten Bein in der San Francisco Symphony, in der mein Vater mitspielte und von dem ich meinem Großvater wohl viel erzählt habe. Diese Zeichnungen existieren alle nicht mehr, so wie auch fast alle Briefe, die mir mein Großvater bis zu seinem Tod geschrieben hat. Die ganz wenigen späten, die ich als Halbwüchsiger selbst verwahrt habe und die auch veröffentlicht worden sind, vermochte ich zu retten. Die Dutzende der noch von meinen Eltern aufgehobenen, ganz frühen Briefe meines Großvaters an mich und die Fülle seiner originellen Zeichnungen sind hingegen alle auf mysteriöse Weise verloren gegangen.

Genauso gern wie im Großelternhaus spiele ich auch draußen auf der porch, der Veranda, wo bei schönem Wetter manchmal

gefrühstückt wird. Ein schier unermesslicher Tummelplatz ist der weitläufige Garten mit den Palmen und den Zitronen-, Öl- und Eukalyptusbäumen und Pfeffersträuchern und dem großen, schnell wachsenden, warmen Rasen, der allabendlich von Großmutter Mielein mit dem sich um die eigene Achse drehenden sprinkler bewässert wird. Der Bereich außerhalb des großelterlichen Grundstücks ist für mich uninteressant, fast ängstigend. Die Grenze des den Garten umzäunenden Busch-werks überschreite ich allein oder mit Toni nur selten – auf die Straße oder zu den benachbarten Orangenplantagen. Wie mir Mielein später erzählte, soll ich gelegentlich mit dem in der Nachbarschaft wohnenden, etwa gleichaltrigen Sohn des Schauspielers Sir Laurence Olivier gespielt haben, einem bei meinen Großeltern ziemlich unbeliebten jungen namens Tarquin.

Etwas ganz anderes sind die täglichen Spaziergänge vor jedem Mittagessen zusammen mit dem Großvater. Dort plaudern wir anregt, und ich sammle manchmal schöne Steine von der Straße auf. Irgendwann holt uns Mielein mit dem Buick ein, und wir fahren alle zusammen wieder nach Hause. Manchmal spazieren wir auf der palmenreichen Promenade über dem Strand von Santa Monica. Beim Abschreiten der Strecke dreißig Jahre später erkenne ich wieder den damals schon vom Wetter gebleichten, hellgrünen Holzverschlag, an dem wir früher jedes Mal vorbeigingen. Weitere zehn Jahre später ist das Bretterhäuschen verschwunden. Trotz der Nachbarhäuser wirkt das nur mit dünner Vegetation bewachsene, bergige Land oberhalb von Pacific Palisades recht karg und trocken, fast wild. Bei meinen späteren Kalifornienbesuchen aus Europa bin ich erstaunt über die zwischenzeitliche Kultivierung und dichte Bebauung der Landschaft. Auch die früher völlig offene Einfahrt zu unserer 1550 San Remo Drive ist total zugewachsen. Eigentlich sind es nur die Vormittagsstunden des Schreibens und die Zeit des Mittagsschlafs und der nachmittäglichen Arbeit des Großvaters, die ich nicht mit ihm verbringe. Während aller Mahlzeiten der Spaziergänge und beim ausführlichen abendlichen Schallplattenhören ist er immer da. Beim Frühstück ist der von ihm ausgehende Duft nach Eau de Cologne am stärksten. Auch darf ich am Morgen mit einer

Berührung seiner Wange prüfen, wie gründlich rasiert diese ist. Er ist ein sehr ruhiger Großvater, trotzdem präsent, auch wenn er wenig oder gar nicht spricht. Gelegentlich sprudeln Meinungsäußerungen oder Erzählungen aus ihm heraus, heiter, hell, prägnant; gesetzt und doch leicht und oft lustig. Und durch alles hindurch spüre ich, obwohl wir einander körperlich kaum berühren, seine durchgehende, verlässliche Liebe und Zärtlichkeit mir gegenüber, besonders bei den alltäglichen Begrüßungen oder Ver-abschiedungen.

Jahrtausendwechsel in San Francisco Downtown, Embarcadero.

Es ist der 31. Dezember 1999, wenige Stunden vor Mitternacht

Meine Frau C. und ich quetschen uns in die von Berkeley nach San Francisco fahrende, überfüllte und im Inneren von Zigarettenrauch benebelte BART (*BayArea Rapid Transit*). Im Zug lauter ausgelassenes Jungvolk in Vorfreude auf das Feiern in der Stadt. Plastikflaschen mit einer braunen, vermutlich mit Ecstasy oder einem anderen Aufputzmittel versetzten Flüssigkeit werden geschwenkt. Auch nach der beengenden Fahrt unterirdisch durch die Bucht geht das Gedränge und Geschiebe unvermindert weiter. Am Hafen ist für Mitternacht ein riesiges Feuerwerk angekündigt. Irgendwann verteilt sich die Menge ein wenig. Man kann wieder atmen und freier herumlaufen. Kurz vor 24 Uhr geht es richtig los. So ein reichhaltiges und rasant abgeschossenes Feuerwerk habe ich noch nie gesehen. Trotzdem kommt mir bald etwas bekannt vor. Das Krachen der Feuerwerkskörper, die euphorisch schreienden und blind lachenden Gesichter, die tanzenden Körper, der Klang der Stimmen, die Artikulation der nur bruchstückhaft zu vernehmenden Äußerungen. Habe ich das alles nicht schon einmal erlebt? Dazu noch etwa hier, an dieser Stelle? Je mehr wir uns im Stadttinneren der Market Street nähern, desto mehr dämmert es mir. Plötzlich sehe ich mich inmitten des Taumels der Siegesfeier am 8. Mai 1945. Aber ich befinde mich nicht draußen auf der Straße, sondern zusammen mit Toni und unserem Hund Micky im Inneren unseres Autos eingesperrt. Meine Eltern hatten hier den Wagen abgestellt und sich dann zu Fuß ein Stück weit durch das Gewühl der wildgewordenen Menge vorwärtstreiben

lassen. Das Krachen um mich herum klingt ähnlich wie Feuerwerk. Es sind Schüsse von heimgekehrten Soldaten. Ich sehe vom Autofenster aus, wie sie im entfesselten Trubel auf der Straße ihre Munition ins Leere verschießen. Überall bis dicht um die geschlossene Fensterscheibe herum schieben sich Massen verzerrt lachender Gesichter, tobende und tanzende Körper, gestikulierende Arme und Hände. Ich höre wilde Schreie. Und überall fliegen Massen an Zeitungspapier durch die Luft. Es ist, als triebe ich in einer Taucherglocke inmitten eines Meeres überschäumender Ausgelassenheit umher. Jetzt, bei der Jahrtausendwende, sind der Klang der Stimmen, die Redeweise der Menschen und ihre Art, mich zu bewegen, mir unheimlich vertraut. Aber spätestens als wir uns wieder auf den Heimweg machen, hat mich die Gegenwart aus der Illusion geholt, immer noch oder wieder zu diesem Land und seinen Menschen zu gehören.

Landschulheim Oberried in Belp bei Bern, 26. September 1952

Meine Eltern liefern Toni und mich mit dem Auto im Internat ab. Wir fahren in den Hof des etwas oberhalb des Dorfes gelegenen Internats und betreten dann das Gebäude. Dort werden wir gleich von Direktor Huber in Empfang genommen und mit unseren zukünftigen Lehrern und vor allem mit Fräulein Marie bekannt gemacht. Fräulein Marie ist die schon recht alte, weißgeschürzte und bebrillte und für alle Schlafzimmer auf den beiden Stockwerken zuständige Kinderfrau. Von unseren zukünftigen Mitschülern, die uns neugierig mustern, nehmen wir nur am Rande Notiz. Fräulein Marie führt uns in unser Zimmer. Dort erscheint alles erschreckend kahl und weiß, einschließlich der beiden weiß angestrichenen Eisenbetten an der Wand. Draußen ist warmes, goldenes Herbstwetter. Als Erstes, stellen wir unser Gepäck ab und beginnen mit Fräulein Maries Hilfe mit dem Einsortieren der Wäsche in den weißen Kleiderschrank. Meine Eltern stehen derweil ein bisschen wie fehl am Platz im Zimmer herum. Als das Wichtigste ausgepackt ist, kommt die Zeit des Abschiednehmens. Ich bin viele Wochen, Tage und Stunden, ja Minuten diesem Augenblick mit ungebrochen stoischer Haltung entgegengegangen. Doch plötzlich bricht alles von einer Sekunde

zur anderen zusammen. Ich sinke in die Knie, beginne heftig zu weinen. Alles krampft sich in mir zusammen. Eine schreckliche Enge in der Kehle. Nimmt denn das nie ein Ende? Diese ständige Fremdbestimmung, dieses unaufhörliche Hin-und-Her-Geschubse? Panische Angst vor dem Alleingelassenwerden und dem Alleinsein. Dann erblicke ich vom Boden aus die Füße meiner Eltern. Auf einmal spüre ich, wie mein Vater sich über mich beugt und mir einen sanften Kuss auf das Haar drückt. Ich schaue zu meiner neben meinem Vater stehenden Mutter hoch. Doch diese blickt hoch aufgerichtet und starr zur Seite. Wenige Augenblicke später verlassen meine beiden Eltern das Zimmer. Es ist ein Abschied für gut anderthalb Jahre.

Kilchberg, Osterwoche 1966

Besuch mit C. während unserer Verlobungszeit in Kilchberg bei meiner inzwischen schon über achtzigjährigen Großmutter. Wir werden aufs Feinste aufgenommen und sehr verwöhnt. Mielein hat meine langjährigen Lieblingsgerichte und Lieblingsleckereien nicht vergessen. Der aus der legendären Silberkanne gereichte Nachmittagstee mit Petits Fours von Sprüngli wird im kleinen Mittelzimmer im Erdgeschoss eingenommen. Dort stehen immer noch die vergoldeten Biedermeierstühle aus Großvaters Zeiten an ihrem Platz, und von der Wand schaut Mieleins von Franz Lenbach porträtierte Großmutter Hedwig Dohm mit ihrem furchterregend strengen Blick zu uns herab. C. stammt nicht aus Verhältnissen, die ihr das Ambiente in diesem Haus als schockierend fremd erscheinen ließen. Doch lässt sie es sich aus Takt und Höflichkeit nicht anmerken, dass sie den hochgradig herrschaftlichen Luxus hier vielleicht doch als ein bisschen übertrieben empfindet.

Wie immer schlafen wir als Verlobte auch hier noch in getrennten Räumen. Als C. mich eines Morgens zum ersten Mal in meinem Morgenmantel und meinen Pantoffeln aus meinem Zimmer treten sieht, stutzt sie. „Wo in aller Welt hast du denn diese Aufmachung aufgetrieben?“, fragt sie entgeistert. Ich erkläre ihr völlig unbefangen, dies stamme noch aus meiner Kilchberger Zeit. Meine Großmutter habe mich bei meinem Einzug mit den Pantoffeln und den beiden

Morgenmänteln meines Großvaters ausgestattet, einem blauen für den Winter und einem roten, etwas ausgebleichten Sommermorgenmantel aus Seide, den mein Großvater schon in Pacific Palisades beim Morgenkaffee getragen hat. C. starrt mich mit einer Mischung aus Entsetzen, Belustigung und Mitleid an. Dann fasst sie sich und meint mit frischer und resoluter Stimme: „Und davon hast du dich noch immer nicht getrennt? Also, in unsere Ehe bringst du mir diese Klamotten nicht mit. Ich werde dafür sorgen, dass du vorher anständig eingekleidet wirst.“ – „Ja, aber die Dinger hier sind unglaublich haltbar. Was machen wir damit?“, versuche ich einzuwenden. „Mit diesem Totenmuff?“, wird sie jetzt deutlicher. C. bringt die Dinge gern auf den Punkt. Ich schmunzle. Sie überlegt kurz und geht dann zum Badezimmer. Bevor sie verschwindet, dreht sie sich noch einmal um und schüttelt amüsiert den Kopf. Als wir nach dem Frühstück wieder unter uns sind, ist es mir wichtig, ihr von meinen vielen unvergesslich schönen Kulturerlebnissen in Zürich im Schauspielhaus und in der Tonhalle zu erzählen, die ich Mielein ebenfalls zu verdanken habe. Dazu gehören auch die persönlichen Begegnungen im Haus mit Bruno Walter und mit Otto Klemperer, beide herausragende Vorbilder für meine spätere Dirigentenausbildung. „Meinem Bruder Toni in Zollikon wurde zwar nie diese besondere Gunst zuteil“, erkläre ich ihr, „aber dafür ist er dem Morgenmantel und den Pantoffeln unseres Großvaters entkommen.“

*Ein Posten der Zürcher Kantonspolizei in Kilchberg
im Frühjahr 1960*

Zur Erledigung bestimmter Formalitäten für die Bearbeitung meines Antrags auf Einbürgerung in die zum Kanton Zürich gehörende Gemeinde Kilchberg habe ich mich erneut bei der zuständigen Behörde in Bahnhofsnähe einzufinden. Der für mich zuständige Polizeibeamte empfängt mich wie immer freundlich und geht mit mir die einzelnen Punkte des Antragsformulars durch. Er erklärt mir das weitere Procedere, zu dem auch die am Schluss abzulegende Prüfung in Schweizer Geschichts- und Landeskunde gehört. Ich baue darauf, dass mir meine flüssige und völlig akzentfreie Verständigung mit dem

Beamten im Zürcher Dialekt für die Entscheidung der zuständigen Kommission zugutekommt. Als ich mich nach dem Ende unserer Besprechung verabschieden will, überrascht mich der Polizist mit einer völlig unerwarteten Bitte. „Hätten Sie etwas dagegen, wenn wir jetzt eben mal rasch zu Ihnen nach Hause an die Alte Landstraße fahren und ich mich ein bisschen in Ihrem Zimmer umsehe?“, fragt mich der Mann beiläufig und wie selbstverständlich. Ich versuche mir meine Verblüffung, ja, ein gewisses Befremden nicht anmerken zu lassen und stimme genauso beiläufig und selbstverständlich dem eben gemachten Vorschlag zu. Wir verlassen gleich den Polizeiposten, und der Beamte führt mich zu seinem Dienstmotorrad. Er komplimentiert mich auf dessen hinteren Soziussitz, begibt sich mit einem Schwung auf seinen Fahrersitz und fährt los, den Berg hoch zur Alten Landstraße. Während ich mich am Griff vor mir festhalte und wir durch die kalte Luft sausen, beschleichen mich zunehmend Angstgefühle. Mein Zimmer. Da hängt an der Kleiderschrankwand, mit vier Reißzwecken befestigt, eine von mir gezeichnete, wenig schmeichelhafte Bleistiftkarikatur des zu allem auch noch in Kilchberg wohnhaften derzeitigen Chefs der Zürcher Tonhalle Erich Schmid, mit einer noch weniger schmeichelhaften Legende mit seinem Namen darunter. Wenn der Ordnungshüter meine Verunglimpfung einer im Zürcher Kulturleben so angesehenen Persönlichkeit entdeckt, denke ich mir, ist der Skandal komplett, und ich kann mir meine Staatsbürgerschaft an den Hut stecken. Krampfhaft überlege ich mir während der ganzen Bergfahrt, wie ich diesen bedrohlichen Schnüffler von meiner Karikatur fernhalten oder ablenken könnte. Ich gehe alle Möglichkeiten durch, wie ich mich vor das Corpus Delicti hinstellen könnte, um es zu verdecken, damit er es nicht sieht. Und schon sind wir am Haus angelangt. Wir steigen von unserem Gefährt ab, und ich führe meinen unerwünschten Gast ins Haus und dann die Treppe hoch in mein Zimmer.

Jetzt har mein letztes Schweizerstündchen geschlagen, denke ich mit Schweißperlen auf der Stirn, als wir beide das Zimmer betreten. Zu meiner Erleichterung steuert der Polizist direkt auf mein Bücherregal zu, offenbar sehr neugierig darauf. Er betrachtet es so

aufmerksam, dass die unliebsame Zeichnung an der gegenüberliegenden Schrankwand erst gar nicht in sein Blickfeld gerät und ich wenigstens ein bisschen Zeit gewinne. Er schaut sich fast jedes Buch in meinem Regal der Reihe nach genau an. Ich bin verwundert, und meine Hoffnung wächst, dass er das, was er nicht sehen soll, erst möglichst spät oder überhaupt nicht mehr entdeckt. Irgendwann beginnt er damit sich das eine oder andere Buch herauszugreifen und es zu inspizieren. Dabei scheint er es besonders auf einen Kurzgeschichtenband meines Lieblings Tschechow und auf Romane von Tolstoj und Dostojewski abgesehen zu haben. Komisch, lauter russische Literatur. Jetzt dämmert es mir langsam. Der Beamte hat es auf subversiv staatsfeindliche Literatur abgesehen, vor allem kommunistische Schriften aus Russland, im Hause der Manns. Er schaut und schaut und blättert und stellt dann Bücher wieder ins Regal.

Seine Miene bleibt unverändert sachlich. Keine unliebsamen Überraschungen. Nach einer ganzen Weile lässt er von seiner Examinierung ab. Von meiner Schrankkarikatur nimmt er keinerlei Notiz, schaut an ihr vorbei oder möglicherweise sogar durch sie hindurch. Kinderzeichnungen scheinen ihn nicht im Geringsten zu interessieren. Dann bedankt und verabschiedet er sich und geht. Erlöst und beglückt atme ich auf. Ich empfinde es als eher unwahrscheinlich, dass er etwas gefunden hat, das er gegen mich verwenden könnte. Aber man weiß nie, es ist noch ein wenig Zeit. Alles in allem darf ich wohl auf einen günstigen Entscheid hoffen.

Grenzübergang Marienborn-Helmstedt im Dezember 1978. Nach der Passkontrolle durch den Bundes- und dann durch den DDR-Grenzschutz erfolgt die Haupthürde beim DDR-Zoll. Zuerst wird der Unterboden meines Autos mit den üblichen fahrbaren Spiegeln abgesucht. Dann folgt die Vorfahrt zu den blau uniformierten Zöllnern. Diesmal habe ich auf dem Rücksitz demonstrativ einige besonders voluminöse Bände der im Ostberliner Dietz-Verlag erschienenen Werke von Karl Marx in leuchtend blauem Einband ausgebreitet, um von meinem Kofferraum abzulenken. Denn in diesem habe ich in meinem Gepäck einige nicht hundertprozentig legale „West-Mitbringsel“ für meine Leipziger Freunde verstaut. Eine

junge Zöllnerin tritt auf mich zu und nimmt durchs Autofenster meinen Schweizer Pass mit eingetragendem Dauervisum entgegen. Dann wirft sie einen argwöhnischen Blick auf die Bücher auf dem Rücksitz „Was ist das?“, will sie wissen. Ich strecke ihr stolz „Das Kapital“ entgegen und melde ihr gehorsamst: „Die Werke von Karl Marx.“ Die Beamtin weicht erschrocken zurück, ruft: „Um Gottes willen“, und bedeutet mir sofort weiterzufahren.

9. November 1989

Es ist ein für die Jahreszeit unglaublich warmer und sonniger Tag. Er beginnt mit einem Besuch zusammen mit einer Freundin bei einer Gedenkfeier in der Synagoge i in Münster zum 51. Jahrestag des Judenpogroms von 1938. Die Feier ist sehr bewegend. Unmittelbar danach fahre ich allein mit dem Auto nach Westberlin, wo ich abends mit Jindrich, seiner ersten Frau Ludmilla und ihren beiden Töchtern verabredet bin. Tags darauf werde ich mich, wie schon länger vereinbart, am Ostberliner Bahnhof Friedrichstraße mit ehemaligen Kollegen aus der Leipziger Psychiatrie treffen, um mit ihnen den Tag im Osten der Stadt zu verbringen.

Schon am Grenzkontrollpunkt Marienborn fällt mir auf, wie rasch die DDR-Grenzbeamten die Transitreisenden abfertigen. Auf der Transitstrecke macht zum ersten Mal mein übliches Gefühl von Beklemmung und Angst einer erstaunlichen Leichtigkeit und Entspanntheit Platz. Bei der Ausfahrt nach Westberlin am Kontrollpunkt Drewitz verzichten die dort in ihren Containerhäuschen verschanzten DDR-Grenzbeamten überraschend auf ihren seit Jahrzehnten berüchtigten bohrenden Blick in die Augen, und die Autofahrer dürfen rasch und fließend weiter zum Alliierten Kontrollpunkt Dreilinden passieren. Kurze Zeit später bin ich in Jindrichs Wohnung angelangt. Während des gemeinsamen Abendbrots unterhalten wir uns ausgiebig über die unaufhaltsam fortschreitende Auflösung des kommunistischen Machtblocks, über die Massenflucht der Menschen an allen Ostgrenzen und über den immer häufigeren Wechsel der Machthaber in den höchsten Regierungsetagen. Jindrich gibt zu erkennen, dass er eine baldige Rückkehr in seine Prager

Heimat erwägt. Um 22.30 Uhr stellen wir den Fernseher für die ARD-Tagesthemen an. Dort verkündet das DDR-Politbüromitglied Günter Schabowski bei einer Pressekonferenz überraschend und beiläufig die sofortige Öffnung aller Grenzen nach Westberlin und Westdeutschland. Als ich am nächsten Morgen den Kontrollpunkt Checkpoint Charlie passieren will, um am Ostberliner Bahnhof Friedrichstraße meine Leipziger Freunde abzuholen, kommen mir Dutzende blumengeschmückter und hupender „Trabis“ entgegen. Ich bin praktisch der einzige nach Ostberlin wechselnde Fußgänger und habe Mühe, gegen den lawinenartigen Strom der anscheinend ohne Kontrolle von Ost nach West Ausreisenden anzusteuern.

Als ich am Bahnhof Friedrichstraße meine Freunde abhole, stellt sich heraus, dass die Nachricht von der Grenzöffnung offenbar nicht bis Leipzig vorgedrungen ist. Völlig fassungslos über diese Neuigkeit überzeugen sie sich mit einem Blick durch das Fenster der Bahnhofshalle von der riesigen Warteschlange vor dem Fußgängergrenzübergang nach Westberlin. Wir beschließen, unverzüglich alle zusammen nach Westberlin zu gehen. Nachdem meine Freunde, zum ersten Mal in ihrem Leben mir in westliches Territorium vorauseilend, die Sperre passiert haben, werde ich aufgehalten, weil ich mit meinem Schweizer Pass nicht diesen nur für deutsche Staatsbürger zugänglichen Grenzübergang, sondern nur den Übergang Checkpoint Charlie benutzen darf. Meine Freunde kehren durch die Sperre wieder nach Ostberlin zurück, und wir begeben uns alle zu Fuß zum „richtigen“ Grenzübergang und passieren diesen unbehelligt. Endlich auf Westberliner Gebiet, tauchen wir in, euphorischen Gesamtberliner Taumel unter. Am Abend reihen wir uns in den feierlichen, von mehreren Politikeransprachen begleiteten Fackelumzug am Kurfürstendamm ein. Jetzt ist die „Wende“ praktisch vollzogen. Und ich spüre deutlich, dass ich meinen Plan, die mir in den letzten Jahren immer stickiger vorkommende Enge in der Bundesrepublik Deutschland nach und nach gegen die für mich sehr viel heimischere Atmosphäre in der Schweiz einzutauschen, zumindest aufschieben werde. Mein Blick ist jetzt viel zu sehr auf die weiteren, äußerst spannenden Entwicklungen im befreiten Osteuropa gerichtet.

Universitätsklinikum Münster, Anfang Januar 1991

Ich bin zum ersten Mal nach den Weihnachtsferien wieder in der Abteilung Kinderonkologie tätig gewesen und verlasse gerade den „Bettenturm“ des Klinikums. Seit Herbst leiste ich als Medizinpsychologe hier fast täglich mehrere Stunden mit krebskranken Kindern aus allen Altersstufen therapeutische Textarbeit, zusammen mit einer Deutschlehrerin der Krankenhausschule, einem schon etwas länger dort tätigen Musiktherapeuten und einer Kunsttherapeutin. Wir versuchen gemeinsam, diese drei unterschiedlichen therapeutischen Angebote miteinander zu verbinden.

Mein Vorbild für die Textarbeit mit lebensbedrohlich erkrankten Kindern ist das schon seit einigen Jahren in der Universitätsklinik Tübingen angewandte, gleiche Verfahren. Aus der dortigen Textarbeit ist das aus zahlreichen Kindertexten und -Zeichnungen bestehende, sehr eindrucksvolle Buch „Tränen im Regenbogen“ entstanden. Für mich bedeutet diese wieder mehr praktische Tätigkeit auch einen schrittweisen Ausstieg aus der wissenschaftlichen Psychologie und damit aus dem akademischen Leben überhaupt. Mit Literatur hat die therapeutische Textarbeit wenig zu tun. Sie soll für die Kinder vielmehr eine Möglichkeit darstellen, sich im Krankenbett, im Spielzimmer oder im Heimurlaub aus ihrem Knäuel von Ängsten, Hoffnungen, Träumen, Sehnsüchten und Leiden freizuschreiben, in Form von Erzählungen, Klinikalltagsberichten, Gedichten oder fingierten Briefen. Mein Wunsch ist es, den Kindern ein wenig Erleichterung zu verschaffen und in ihnen neue psychische Abwehrkräfte zu mobilisieren.

An meinem ersten Arbeitstag im neuen Jahr ist mir das Zusammensein mit den kranken Kindern besonders schmerzhaft gefallen. Mir ist nach der knapp dreiwöchigen Pause deutlich geworden, dass ich im Lauf der vergangenen Monate auf dieser Kinderstation – wohl ähnlich wie im anatomischen Präparierkurs bald nach dem ersten Tag – einen inneren Schutzwall aufgebaut hatte, um die tödliche Bedrohung der wehrlosen Kinder und das Leid der Eltern und Angehörigen leichter ertragen zu können. Dieser Wall war über die Weihnachtsfeiertage offenbar wieder dünner geworden. Besonders habe

ich mir heute das Gespräch mit der kleinen Lydia zu Herzen genommen, die während der Feiertage eine bezaubernde Fabel über das zarte Liebesband zweier schwer verletzter Rehe verfasst hatte. Wegen ihrer inzwischen wiederaufgenommenen Chemotherapie ging es ihr jetzt so miserabel, dass sie ihren begeisterten Vortrag immer wieder unterbrechen musste, um sich in die auf ihrem Nachttisch bereitstehende Nierenschale zu übergeben. Ich fühle mich insgesamt recht mitgenommen von den unheimlich rasch wechselnden Extremen zwischen aufflammendem Lebenswillen und todesnaher Verfassung. In einem der Zimmer muss ich mir das herzerreißende Wimmern eines fiebernden und sich in seinem Bett vor Schmerzen und Übelkeit windenden kleinen Mädchens anhören. Gleichzeitig nutzt dessen Zimmernachbar seine zwischendurch zurückkehrenden Kräfte dazu, im Flur ausgelassen mit seinem Infusator wie auf einem Tretroller umherzusausen. Schon morgen kann der Zustand dieser beiden Kinder genau umgekehrt sein. Mit all diesen Bildern vor Augen und einem dumpfen Gefühl im Magen begeben sich mich nach dem Verlassen des „Bettenturms“ zum Fahrradständer und hole dort mein Fahrrad. Dann fahre ich, mehr mechanisch in die Pedale tretend, durchs Klinikgelände zum verkehrsdichten Westring. In meiner Geistesabwesenheit achte ich zu wenig auf das, was um mich herum vor sich geht. Als Nächstes muss ich durch eine offene Hecke die Grenze zwischen Klinikgelände und Autostraße überqueren. Kaum habe ich den Fahrradweg parallel zur Straße erreicht, erblicke ich zu spät einen seitlich hinter der Hecke plötzlich auftauchenden Radfahrer – und es gibt einen vehementen Zusammenstoß. Wie durch ein Wunder kommen wir beide unverletzt davon. Aber das Hinterrad meines Fahrrads ist so hoffnungslos verbogen, dass ich es durch die ganze Stadt bis zu meiner Wohnung im Ostviertel tragen muss.

São Paulo, Karsamstag 1995

Während dieses zweiten Brasilienaufenthalts bin ich vor allem damit beschäftigt, die von Ubiratan Mascarenhas in seinem Verlag herausgegebene portugiesische Übersetzung meiner Romanparabel „Terezin oder Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“ mit

Lesungen, Vorträgen und Presseinterviews bekannt zu machen. Heute hat Ubiratan, für mich völlig überraschend, auch einen Empfang beim Kardinal von São Paulo vermittelt, dem ich das Buch persönlich übergeben soll. Ich empfinde das als ungeheure Ehre. Denn dieser hohe kirchliche Würdenträger, ein „Kardinal des Volkes“ und Angehöriger der im Vatikan wenig beliebten „Befreiungstheologie“, soll sich, wie C. und ich uns von Ubiratan haben berichten lassen, während der brasilianischen Militärdiktatur unter Einsatz seines Lebens für unzählige Opfer des Regimes eingesetzt und die meisten von ihnen gerettet haben. Wie ich erst später erfahren, begann sein Amt als Kardinal mitten in der Diktatur mit einem Paukenschlag. Er verkaufte sein Bischofspalais und verwendete den Erlös für den Bau von Sozialstationen am Randgürtel um seine Erzdiözesanstadt São Paulo. Ich bin ungeheuer gespannt darauf, diesen Mann kennenzulernen.

Ubiratan fährt uns zum Amtssitz des Kardinals in der Stadt. C. und ich betreten mit Herzklopfen das auffallend bescheiden wirkende Gebäude, und wir melden uns im Sekretariat an. Man führt uns in einen kleinen, karg aussehenden Raum nur mit einem Schreibtisch, einigen Stühlen und einem Kruzifix mit Papstbild an der sonst völlig schmucklosen Wand. Wir nehmen Platz und warten darauf, dass sich irgendwann die Türe öffnen und Seine Eminenz im purpurnen Ornat und umgeben von einer Aura von Glanz und Würde, womöglich in Begleitung, in den Raum schreiten wird, um sich dann, uns den Ring zum Kuss entgegenstreckend, wohlwollend zu uns herabzuneigen und uns mit einem kurzen, förmlichen Gespräch zu beehren. Irgendwann schreckt uns ein plötzlich losbrechender Lärm im Nebenraum oder im Flur von unseren Stühlen hoch, und wir schauen uns etwas unsicher um. Als plötzlich die Tür aufgeht, sehen wir im Flur eine große Menschenansammlung, die uns ein paar Schritte zurückweichen lässt.

Plötzlich taucht an meiner Seite ein untersetzter, bebrillter Herr in grauem Anzug auf und streckt uns lächelnd die Hand entgegen. Es ist der Kardinal Paulo Evaristo Arns. Er setzt sich an seinen Schreibtisch, bittet uns, Platz zu nehmen, und fängt an, sich im Plauderton mit

uns zu unterhalten, erkundigt sich nach unserem bisherigen Ergehen in Brasilien und nach unserem Leben in Deutschland. Dann übergebe ich ihm mein Buch und erläutere es kurz mitsamt den Hintergründen seiner Entstehung. Irgendwann erwähnt er seine deutsche Abstammung von der Mosel, von wo seine Eltern nach dem Ersten Weltkrieg nach Brasilien ausgewandert seien, wo er geboren wurde. Die in Deutschland zurückgebliebenen Verwandten seien so arm gewesen, erzählt er, dass sie die Zustellgebühr für Hilfspakete aus Brasilien nicht hätten bezahlen können; deshalb hätten seine Eltern ihre Sendungen nach Übersee bald einstellen müssen. Dann beginnt Kardinal Paulo Evaristo Arns von seinem pausenlosen Einsatz zur Rettung von Menschenleben während der schlimmsten Zeit der brasilianischen Militärdiktatur zwischen 1968 und 1974 zu berichten. Während dieser sechs Jahre habe er häufig so gut wie nicht geschlafen, weil er jede Nacht oft mehrmals wegen der Verhaftung eines Oppositionellen herausgerufen wurde. Morgens um sieben Uhr sei er dann mit einer Liste aller Verschwundenen bei dem für seine Erzdiözese zuständigen Junta-Chef vorstellig geworden. Denn das Gesetz sah vor, dass jeder Kardinal als Stellvertreter der weltlichen Regierungsgewalt jederzeit empfangen werden musste. Und im Präsidentenpalast habe er dann mit seinem vor der Nase des Generals fuchtelnden Zeigefinger gefordert, alle auf seiner Liste aufgeführten Verhafteten auf der Stelle freizulassen, andernfalls er den Vorfall unverzüglich dem Vatikan in Rom melden und damit einen peinlichen Skandal entfachen werde. Daraufhin hätte der Machthaber regelmäßig nachgegeben und eine allgemeine Amnestie versprochen.

„Und konnten die Opfer dann auch wirklich gerettet werden?“, frage ich. „Zu neunzig Prozent ja“, antwortet er, um dann mit schmerzlichem Ausdruck hinzuzufügen: „Das heißt natürlich nur alle die, die zum Zeitpunkt meines Erscheinens beim General noch lebten.“ – „Dann ist Ihnen also eine Reise nach Rom erspart geblieben?“, bemerke ich erleichtert lachend. „Aus diesem Grund schon“, entgegnet er. „Aber ich bin trotzdem wiederholt vom Papst in den Vatikan zitiert worden, wegen meines politischen und sozialen Oberengagements, wie man mir vorhielt.“ Bald ist die Unterredung zu

Ende. Ich nehme mir vor, bei den nächsten öffentlichen Vorstellungen meiner von Tyrannei und Lüge handelnden Romanparabel „Terezin“ den Mut und den Einsatz dieses Mannes als besonderes Beispiel im Kampf gegen Gewalt und Menschenrechtsverletzungen anzuführen.

Wien, Kantine des Burgtheaters, Februar 1996

Nach der ersten Leseprobe meines Bühnenstücks „Als ob“ mit allen Schauspielern auf dem ganz oben gelegenen „Schnürboden“ gehen einige von uns in die Kantine, um dort etwas zu trinken. Ich setze mich an einem der vielen kleinen Tischchen George Tabori gegenüber. Auf dem Weg die Treppe hinunter hatten wir uns über Theresienstadt und Prag unterhalten, und ich hatte George nach seiner Beziehung zu seiner Heimatstadt Budapest gefragt, woraufhin er mir geantwortet hatte, er fühle sich dort fremd, so wie eigentlich überall auf der Welt, als Schriftsteller ohnehin.

Jetzt am Tisch erzählt er mir eine Anekdote aus seiner Budapester Kindheit. Sein älterer Bruder war als Journalist für eine Zeitung in der Stadt tätig. Irgendwann erschien dort ein von ihm wiedergegebenes langes Interview, das er mit Thomas Mann in Budapest geführt hatte und in dem mein Großvater Hochinteressantes und Geistreiches über seinen neu erschienenen Roman „Der Zauberberg“ von sich gegeben hatte. Dieses Interview war in aller Munde. Bald stellte sich jedoch heraus, dass Thomas Mann damals gar nicht in Budapest gewesen war und dass Taboris Bruder dieses Interview frei erfunden hatte. Der flog daraufhin sofort aus der Redaktion. Bald fand er eine Anstellung bei einer anderen Zeitung. Aber auch dort erfand er bald wieder irgendeine sensationelle Story und wurde wieder fristlos entlassen. Daraufhin ging er nach England. Dort schrieb er ganz viele Romane. George sagte ihm dann später einmal: „Ich finde deine Romane eigentlich ziemlich langweilig. Deine Lügen damals in den Budapester Zeitungen waren viel interessanter. Denn das Lügen gehört doch nun einmal zur Arbeit eines Schriftstellers dazu.“

Wir reden dann noch eine Zeit lang über das Thema Wahrheit und Lüge. Irgendwann meint George Tabori, er würde sich oft

fragen, warum wir eigentlich alle so viel lügen. Es gäbe zwei mögliche Gründe dafür, sagt er. Entweder weil es leichter sei zu lügen, als die Wahrheit zu sagen – oder weil Lüge und Wahrheit so nahe beieinanderlägen, dass man beides kaum mehr voneinander unterscheiden könne.

Nida auf der Kurischen Nehrung in Litauen, 16. Juli 2007

Das zehnte Thomas-Mann-Festival wurde vorgestern eröffnet. Heute Nachmittag werde ich zusammen mit dem russischen Jazzmusiker und Komponisten Vladimir Tarasov ein Rezitationskonzert aufführen. Vladimir wird mit einer großen Schlagzeugbatterie meine gelesenen Texte musikalisch mitgestalten. Wir haben gestern Vormittag geprobt. Bei den Texten geht es hauptsächlich um das Verhältnis von Licht und Schatten, Hoffnung und Verzweiflung, Schuld und Vergebung – und um zwei aufeinander angewiesene, da untrennbar miteinander verbundene siamesische Zwillinge.

Es ist sieben Uhr morgens, und ich liege in meinem Hotelbett. Ich freue mich auf die heutige Veranstaltung, besonders, weil ich mit Vladimir, den ich erst gestern persönlich kennengelernt habe, ausgezeichnet zusammenarbeite und wir beide künstlerisch besonders gut harmonieren. Dazu kommt, dass ein Rezitationskonzert mit Schlagzeug ein faszinierend neues Experiment ist.

Plötzlich setzt draußen ein gewaltiger Platzregen ein. Bald zucken auch die ersten Blitze, gefolgt von krachenden Donnerschlägen. Das Gewitter scheint innerhalb von Minuten vom Meer heraufgezogen zu sein und ist von einer seltenen Helligkeit. Nach einer Weile ebbt es kurz ab, schwillt dann jedoch wieder umso heftiger an. Das Gewitter dauert mindestens eine halbe Stunde. Mitten in diesem elementaren Tosen durchzuckt mich plötzlich ein Gedanke: Sintflut. Dann reihen sich Bilder von den in den letzten Jahren immer häufigeren Überschwemmungen, Tsunamis und Orkanen wie „Katrina“ und anderen Flutkatastrophen auf fast allen Kontinenten aneinander. Alles globale Katastrophen und auch Folge des von uns Menschen beschleunigten Klimawandels. Sind sie vielleicht Vorboten einer neuen Sintflut?

Das jetzige Rauschen und Krachen vermittelt mir sicher nur einen vagen akustischen Eindruck. Mit einem Schlagzeug ließe sich das musikalisch gut darstellen, ein bisschen wie der Klang zweier aufeinanderschlagender Steine, denke ich. Dazu könnten, ausgehend vom biblischen Bericht in der Genesis, einschlägige Texte zu Gehör gebracht werden – nicht nur bezüglich der Flutkatastrophe, sondern auch über deren Hintergründe und Ursachen und über den Kampf zur Bewahrung und Rettung unseres Planeten. Natürlich müsste auch die Arche einen Platz erhalten. Und das Ganze würde mit einer modernen Version des Bundes Gottes mit Noah nach der Sintflut enden. Ich muss heute Abend nach unserem Rezitationskonzert Vladimir unbedingt von dieser Idee erzählen. Wenn sie ihm gefällt, werde ich als Nächstes einen Text schreiben, wenigstens den Rahmen eines Librettos, ein erstes Grundgerüst. Und danach soll Vladimir entscheiden, ob er es bei einer Rezitation nur mit Schlagzeuggestaltung belassen möchte oder ob die Texte mit einem von ihm zu komponierenden Solo- oder Chorgesang vorgetragen werden sollen. Oder aber von mehreren Schlagzeugern oder sogar einem Orchester. Eine Art Jazzoper also. Ich bin gespannt, was Vladimir dazu sagen wird.

Gehalten am 16. Juli 2008

Auszug aus „Rowohlt Verlag“ 2008

Frido Mann, geboren 1940 in Monterey/Kalifornien, arbeitete viele Jahre als Klinischer Psychologe in Münster, Leipzig und Prag. Er lebt heute als freier Schriftsteller in Pfäffikon/Schweiz und in Göttingen. Buchveröffentlichungen: „Professor Parsifal“ (1985); „Der Infant. Roman“ (1992); Terezin oder Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“ (1994); „Brasa. Roma“ (1999); Hexenkinder. Roman“ (2000); „Nachthorn. Roman“ (2002); „Babylon. Roman“ (2007); „Babylon“ erscheint im August 2008 auch als rororo-Taschenbuch.